

Totentanz über Wien

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **20 (1944-1945)**

Heft 35

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-711575>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Im Kampf mit Briten und Kanadiern

PK. Im Westen.

Mitternacht. Ein zufälliger Blick auf die Uhr verrät es jenen Fallschirmjägern, die hier seit Stunden in den Kellern zertrümmerter Häuser, in den schmierigen Lehmhöhlen oder in sandigen Wasserpfützen Deckung suchen vor dem Atembeklemmenden. War nicht der ganze Himmel über sie hergefallen, ein Sodom und Gomorra, daß sie alle den prasselnden Regen nicht mehr spürten und auch den heulenden Sturm nicht? Stunden — wieviele waren es eigentlich? Eine Granate braucht wenige Sekunden vom Abschluß zum Einschlag. Wieviele unendlich tausend Male haben sie den dumpfen Vierer-Rhythmus der feindlichen Batterien gezählt? Und wie oft haben sie beides in dem krachenden, sprühenden Inferno modernen Trommelfeuers nicht mehr zu unterscheiden vermocht? Ja, wenn man sich recht erinnerte, hatte diese Geräuschkulisse bereits in den Mittagsstunden begonnen. Zwölf Stunden waren das. Zwölf Stunden, ein halber Tag! Gibt es überhaupt eine Welt, in der nicht geschossen wird? Hatte der eine oder andere — allmählich abgestumpft — nicht in zitternden Händen eine glimmende Zigarette verborgen gehalten? Warum das Zittern? Angst?

Das war schon mehr. Angst ist ein ganz farbloser Begriff dagegen. Angst hängt mit eigenem Ich, mit Wünschen, Hoffnungen und Illusionen zusammen. Jenes Zittern stammt aus der nervlichen Anspannung eines gequälten Körpers, der nur im Unterbewußtsein die defonierenden Vernichtungsversuche registriert.

Sie wußten vor sich einen Wald von Geschützrohren, eine überlegene Panzerherde und tiefgestaffelte englische Angriffskeile. Dagegen standen am Nordrand von U. die Fallschirmjäger mit wenigen schweren Waffen, mit Panzerfäusten, Maschinengewehren und Granatwerfern. Ja, und dann hatten sie noch etwas. Einen Kommandeur, auf den sie ohne Ausnahme Stein und Bein geschworen hätten. Ohne nähere Begründung. Es gibt zuweilen Männer, die so sind, daß man alles für sie tun kann, ohne daß man recht eigentlich weiß, warum. Sie hatten aber nicht zuletzt seinerwegen den Willen, hier stark zu bleiben und einen Ansturm zu brechen. Oh, sie waren alle noch jung, sehr jung sogar. Siebzehn, achtzehn, zwanzig oder zweiundzwanzig. Und hatten kaum noch etwas gesehen von den Bildern einer Feldschlacht von 1945... Aber sie wollten nicht schlechter sein als ihre Vorgänger. Und neben sich wußten sie tausende solcher Kameraden wie sie: zerrissen, bärtig, verschmiert, verdeckt, in Not und Angst vor dem Rasen des Feuers. Kameraden, die auch nach jedem Einschlag den inneren Schweinehund neu überwinden müssen, die immer wieder den Sprung über ihr eigenes Ich tun, die so unendlich tapfer sind und nicht weichen, wenn die Bewährung hinter Stahlplatten und singenden Metallsplittern an sie herantritt. Kameraden, die genau so schimpften und fluchten wie sie: wenn man den doch noch erwischen könnte, der das Pulver erfunden hat...

Mitten in diesen Gedanken aber brach plötzlich das Feuer ab. Das ist so, als trete

nun wie auf ein geheimes Zeichen der Tod hinter das Furioso. Aus, kein Lärm mehr, nur noch ein seichtes Nachklingen im Ohr. Sekunden zwischen Traum und Wirklichkeit, zwischen Verstand und Wahnsinn. Sekunden in der unermeßlichen Tiefe des Nichts. Sekunden, in denen die Hände noch mehr zittern, und in die zugleich der Gedanke springt: sie kommen, sie kommen...! Denn weiter im Rücken walzen die Pilze weiter durch die Trümmer der Stadt den aufgeweichten Wiesenboden.

Und noch ehe die restlichen Männer der Jägerkompanie ihre verdreckten Maschinengewehre aus den verschütteten Deckungen zerren können, noch ehe sie die Maschinenpistolen umklammern und das Gewehr in die Hand nehmen, da rennen in der Dunkelheit ungezählte Gestalten schreiend, lärmend, gestikulierend auf sie zu. Sie schießen aus allen Knopflöchern, Feuerblitze zucken durch die Nacht. Wieviele Menschen waren das? Wieviele? Sie waren nicht zu zählen, sie wuchsen einfach aus der Dunkelheit heraus, unermeßlich viele, als verschwendete Fortuna ihre Gaben aus dem Füllhorn.

Die Fallschirmjäger schossen in die lebende Wand, rissen Lücken hinein, wurden umgangen. Die Wand schwenkte an den Flügeln ein. Geknatter der Maschinenwaffen aus allen Richtungen. Keine Verbindung mehr mit den Nachbarn, Schreie von Getroffenen, Gestöhn der Verwundeten, «Hilfe» und «help» nebeneinander!

Dann war die lebende Mauer durch und rannte in den Kern der Stadt.

Totentanz über Wien

E. A. L.

Die Offensiven der Armeen Tolbuchins und Malinowskis gegen Wien, die alte Kaiserstadt an der Donau, ruff historische Erinnerungen an die Belagerung durch Kara Mustapha wach, dessen erste Kundschafter am 12. Juli 1683 vor den Mauern erschienen. Um den Türken den Angriff auf die Stadt zu erschweren, waren durch die Verteidiger alle Vorstädte in Brand gesteckt worden. Die Alser-Vorstadt, Wieden, Landstraße, Weißgärber, Währung und die Rohrau, Kirchen, Klöster, Paläste, Landhäuser und Wirtschaftsgebäude gingen in Flammen auf. Ueber Nacht wuchsen rund um Wien mehr als 50,000 Türkenzelte wie Pilze aus dem Boden. Das Prunkzelt des türkischen Heerführers Kara Mustapha war von einer kleinen Stadt von andern Zelten umgeben, deren bunte Farben märchenhaft in der Sonne schimmerten. Den Angreifern, die auf 200,000 Soldaten geschätzt wurden, stand eine wesentlich kleinere Armee der Verteidiger gegenüber, wobei zu den regulären Kriegerern noch einige Tausend Freiwillige kamen. Insgesamt befanden sich in der Stadt rund 80,000 Menschen. Im Türmerstübchen des Stephansdomes wurden Tag- und Nachtwachen eingesetzt, die mit Fernrohren die Vorgänge im feindlichen Lager verfolgten und mittels Sprachrohr ihre Beobachtungen der vor dem Stephansdom in banger Erwartung harrenden Menge meldeten. Rund 200 Geschütze und Mörser standen schußbereit auf den Wällen.

Im Morgengrauen des 15. Juli eröffneten die Türken das Feuer gegen die Stadt. Ein Hagel von Steinen und Eisentrümmern

prasselte auf die Wälle und Häuser nieder. Dieses infernalische Konzert dauerte über eine Stunde. Als die Sonne helleuchtend über der Stadt aufging verstummte das Bombardement mit einem Schlag. Die türkischen Krieger versammelten sich zum Morgengebet, und entlang der Festungsmauern erscholl aus 200,000 Kehlen das Allah-il-Allah! der Moslems.

In den nächsten Wochen wurden die Löwenbastei und das Burg-Ravelin Brennpunkte der Kämpfe. Mit siedend heißem Wasser, Oel und Pech wehrten sich die Soldaten und Bewohner gegen die Angreifer. Die Toten und Verwundeten häuften sich zu Bergen. Jeder Tag brachte neue Schrecken. Die Zahl der gefallenen und kampfunfähigen Männer wuchs auf seiten der Verteidiger täglich in besorgniserregender Weise. Die Kämpfe wurden mit größter Erbitterung geführt. Gefangene wurden keine gemacht. Infolge der hochsommerlichen Hitze gingen die Toten schnell in Verwesung über, Seuchen drohten auszubrechen. Noch nie wurden über Wien so viele Krähen beobachtet, als während des Sommers 1683. Aber auch in der Stadt selbst herrschte ein kaum zu überbietendes Inferno. In den engen Straßen und Gassen lagen zahllose Kadaver. Ruhr und Typhus wüteten. Auf der Freyung wurde ein Massengrab aufgeworfen, und in größter Eile die Gefangenen verscharrt. Es herrschte Mangel an Lebensmitteln, Medikamenten und Aertzen. Nur in einem war Ueberfluß vorhanden, an Wein! Die Erzeugung des Pulvers und Schießmaterials

mußte in die Katakomben des Stephansdomes verlegt werden. Türkische Mineure hatten bereits unterirdische Stollen gegraben und waren bis zur Burg vorgedrungen. Unter der Erde kam es zu furchtbaren Nahkämpfen. Die Verteidiger mußten mit Hieb- und Stichwaffen kämpfen, die in aller Eile aus den eisernen Fenstergittern der Häuser geschmiedet worden waren. Der Kampf ging dem Ende entgegen. Am 12. September 1683 kam es zur Entscheidungsschlacht. Es war ein Sonntag, ein klarer, wolkenloser Himmel wölbte sich über der unter einer Dunst- und Pulverschicht liegenden Stadt. Von den Höhen des Kahlenberges wälzten sich gewaltige Truppenmassen in die verwüsteten Vorstädte von Wien. Nach dreizehn Stunden war die Schlacht entschieden. In heilloser Verwirrung flohen die Belagerer und ließen große Vorräte an Lebensmitteln und Kriegsmaterial zurück. Kara Mustapha floh mit den Resten seines geschlagenen Heeres nach Ungarn, wo es am 9. Oktober 1683 bei Parkany zwischen ungarischen Truppen und den Osmanen zu einer Schlacht kam, die gleichfalls mit einer Niederlage Kara Mustaphas endete. Als er dem Sultan auch noch den Verlust der Donaufeste Gran melden mußte, war sein Schicksal besiegelt. Er erhielt die grünseidene Schnur zugesandt und wurde im Februar 1684 in Belgrad «stranguliert und neben 36 vornehmen Bassen hingerichtet».

Der zweite Akt der gleichen Tragödie für Wien ist beendet. Der Ausgang brachte für Wien keinen 12. September 1683 mehr.